Ein kritischer Beitrag

zur

Beethoven-Literatur

vorgelesen im „Schillerverein" zu Triest

von

Alexander W. Thayer.

Berlin, 1877.
Verlag von W. Weber.


EX LIBRIS
THE BEETHOVEN
ASSOCIATION
Grave
Allegro
Muss es sein?
Es muss sein!
The Club Library

Ein kritischer Beitrag

zur

Beethoven-Literatur

vorgelesen im

„Schillerverein“ zu Triest

von

Alexander W. Thayer.

Berlin 1877.
Verlag von W. Weber.

Printed in Germany

Vorbemerkung.

Es war dem Verfasser der vorliegenden Brochüre nicht unerwünscht, durch die Direction des hiesigen „Schillervereins" eine Gelegenheit zu finden, mancherlei Ideen über Vorkommnisse im Leben Beethoven's vor die Oeffentlichkeit zu bringen, von denen er weiß, daß sie gegen bisher allgemein Angenommenes im Widerspruch stehen. Ebenso wäre es dem Verfasser nicht unerwünscht, wenn eine objective Kritik ihr Urtheil über die hier niedergelegten Ideen aussprechen wollte, ehe dieselben in einem größeren Werke Aufnahme gefunden haben. —

Herrn Gustav Merk spreche ich hiermit meinen besten Dank aus dafür, daß er so bereitwillig mitgeholfen, das Werkchen druckbereit zu machen.

Triest, im August 1877.

D. B.

Oliver Goldsmith sagte einmal zu Dr. Johnson, dessen grandiose, stattliche Schreibart charakterisirend: „Wenn Sie in einer Fabel die Fische sprechen lassen, so werden sie alle wie große Wallfische reden.“

Die Verfasser der sogenannten historischen Romane machen es sehr häufig gerade umgekehrt. Ihre Wallfische reden wie kleine Weißfischchen, ihre Löwen „brüllen sanft wie eine Nachtigall — wie ein saugendes Täubchen.“ Wenn Shakespeare, Milton, Göthe, Schiller — sei es im Drama oder im Heldengedichte — große historische Geister reden lassen, so ist jeder Leser befriedigt. Die genannten Männer waren eben selbst große Geister und als solche der größten Gedanken fähig.

Aus gleichem Grunde durfte sich Walter Scott und hie und da noch Einer erlauben, große Männer vergangener Zeiten zu Helden von historischen Romanen zu machen. Aber solche Schriftsteller sind doch nur Ausnahmen. In der Regel werden uns Kaiser und Könige, Staatsmänner und Feldherren, Gelehrte und Künstler als so majestätisch beschrieben, daß wir Wunderdinge erwarten. Sobald sie anfangen zu sprechen — welche Enttäuschung! Hochtrabend und schwülstig ist die Sprache, klein und trivial sind die Gedanken. Es erscheinen uns wahre Zwerge auf Stelzen.

Zu einem guten historischen Romane sind drei Hauptbedingnisse erforderlich:

1. Die Charakterisirung des **Helden muß weder in Wort**

noch in Handlung mit der historischen Wahrheit in Conflict gerathen. Das bildet eine so gefährliche Klippe, daß die meisten dieser Producte daran schändlich Schiffbruch leiden.

2. Die historische Wahrscheinlichkeit muß nirgends verletzt werden. Damit meine ich, daß das gedichtete Thun und Treiben des Helden nicht gegen das Geschichtliche verstößt, sondern damit in Einklang bleibt.

3. Die „Insceneseßung" muß der Wahrheit gemäß sein. In anderen Worten: Es muß genaue Rücksicht auf Zeiten, Länder, Völker, Religion, Cultur, Sitten, das Volksleben u. s. w. genommen werden, um das Richtige zu treffen.

Aus diesen Bedingnissen geht hervor, daß derjenige, welcher nicht selbst großer Gedanken fähig ist, und nicht tiefe, umfassende Vorstudien gemacht hat, sich ferne halten sollte, wenn es gilt, berühmte Männer als Romanhelden zu schildern.

Unser Zeitalter ist fruchtbar an Schriftstellern von genialen Gedanken und großen Fähigkeiten, und noch fruchtbarer an Schriftstellern einer anderen Gattung; es sind damit diejenigen gemeint, welche es kaum erwarten können, daß ein hervorragender Mann, zum Beispiel ein Humboldt, kalt im Grabe geworden ist, um ihn zum Gegenstande eines Romans in unzähligen Lieferungen zu erwählen und ihr Geistesproduct dann in allen Gauen und Ecken in der aufdringlichsten Weise anzukündigen. Es ist meines Erachtens die höchste Zeit, daß eine rücksichtslose, unbarmherzige Kritik einschreitet und diesen Unfug energisch bekämpft, und da es mir erlaubt ist, vor dieser geehrten Versammlung mit einem anspruchslosen, einfachen Essay zu erscheinen, so habe ich einen Gegenstand gewählt, wodurch ich einen kleinen bescheidenen Antheil an diesem literarischen Feldzuge nehmen kann.

Ich erlaube mir, Ihre Aufmerksamkeit auf einen Zweig der Unterhaltungslectüre, die kleinen biographischen Novelletten ꝛc., soweit sie sich auf das Leben Ludwig von Beethoven's beziehen, hinzulenken.

Jedenfalls dürfen die beiden ersten der oben aufgestellten Bedingungen auch bei diesen literarischen Versuchen nicht außer

Acht gelassen werden — will man nicht in's Absurde und Lächerliche verfallen.

Der eigentliche Gründer der Beethoven'schen Novelletten-Literatur war meines Wissens J. P. Lyser.

In den ersten Bänden der „Schumann'schen Neuen Zeitschrift" erschien von ihm eine Reihe fantastischer Erzählungen über musikalische Berühmtheiten von Luther bis zu Beethoven und dem damals unlängst verstorbenen Johann Schenk. Die Erzählung über Letzteren war selbst für die damalige Zeit zu arg und Seyfried schickte an Schumann eine scharfe Kritik darüber, welche man noch jetzt mit Vergnügen lesen kann.

Wenn alle Schriften der Art, wie jene von Lyser, verschollen wären, so würde ich dieselben gewiß nicht zum Gegenstand eines Vortrages gewählt haben. Ich habe aber leider erfahren müssen, daß noch manches Solche von vielen Lesern als ganz oder wesentlich wahr angenommen wird. Diejenigen, die mit Beethoven's Geschichte bekannt sind, wissen zwar das Wahre von dem Unwahren zu unterscheiden — allein ihre Zahl ist verhältnißmäßig klein.

Durch einige dieser Erzählungen bin ich selbst in früheren Jahren irregeleitet worden, und erst nach längerer, mühevoller Forschung ist es mir gelungen, das Richtige festzustellen.

Das Verschollene lassen wir in Ruhe. Bleiben wir bei dem, was noch gelesen wird.

Hierbei kommen zwei Punkte in Betracht:

1. Ob Beethoven darin richtig charakterisirt und
2. ob die historische Wahrscheinlichkeit nicht verletzt wird.

Der erste Punkt ist mit ein paar Worten ein für allemal erledigt. Wir Alle wissen, daß die Kunstproducte großer, bedeutender Meister von wahrem schöpferischen Talente gewissermaßen Bilder ihres eigenen Charakters sind — Händel und Michel Angelo, Mozart und Raphael, der feine, geistreiche, hochgebildete Mendelssohn, Jupiter tonans Beethoven.

Eine große Zahl dieser Novelletten sind Liebesgeschichten. Nun aber finden wir darin diesen Jupiter, diesen derben, schroffen, kräftigen, männlichen und denkenden Schöpfer des Erhabensten, des Kernigsten, des Großartigsten, was die Instrumental-Musik aufzuweisen hat, nur immer als ein weichliches, sentimentales, jämmerlich verliebtes Männlein hingestellt, als einen echten Werther geschildert, von der Art, daß gebildete Köchinnen für ihn heiße Thränen des Mitleides vergießen könnten.

Was aber kann falscher, absurder sein?!

Da Beethoven kein alltäglicher Mensch war, wurde er manchmal „närrisch“ genannt; daß er aber ein derartiger „Narr“ war, glaube ich nicht!

Es bleibt also nur übrig zu prüfen, in wie fern etliche dieser Fantasien der historischen Wahrheit gemäß sind.

In einer wird erzählt, wie der achtzehnjährige Beethoven während eines seiner nächtlichen Spaziergänge — denn die Novelle weiß hier zu erzählen, daß er seine einsamen Spaziergänge in der Nacht unternahm, weil er sich seiner dürftigen Kleider schämte — wie der achtzehnjährige Beethoven also während eines nächtlichen Spazierganges in der Nähe des Koblenzerthores zu Bonn Jemanden in einem kleinen Hause seine F-dur Sinfonie spielen hörte. Er trat hinein und fand, daß ein blindes Mädchen die Spielerin war. Tief ergriffen setzte er sich selbst an's Instrument und fing zu fantasiren an.

Es schien ihm nun — so lesen wir — als ob sich die durch das Fenster auf das Klavier dringenden Mondstrahlen mit den Tönen verwebten. Plötzlich sprang er auf, eilte nach Hause und schrieb beim Scheine eines Talglichtes seine Fantasie nieder — es war die Mondschein-Sonate.

Daß diese Erzählung in verschiedenen Sprachen vor 30 Jahren weit und breit die Rundreise durch unzählige Zeitschriften machen konnte, ist begreiflich; daß sie — und es ist noch nicht so sehr lange her — wieder in Wien erscheinen konnte, ist kaum glaublich; denn daß der achtzehnjährige kurfürstliche Hoforganist seine F-dur

Sinfonie 25 Jahre, bevor er sie componirt, von einem blinden Mädchen auf dem Klavier gehört haben könne — ist doch etwas zu stark!

Um zu zeigen, welche Absurditäten Jemand schreiben kann, der sich der Mühe nicht unterzieht, allgemein bekannte und Jedem zugängliche Bücher vorher durchzusehen, betrachtete ich etwas eingehend eine einzige dieser Novelletten, welche, wie es heißt, auf mündlichen Mittheilungen beruht.

Zur Zeit der ersten französischen Occupation Wiens — das ist im November 1805 — fand sich Beethoven auf der niedrigsten Stufe der Armuth, Hilfs- und Hoffnungslosigkeit. Es blieb ihm als einzige Rettung nur übrig, eine Reise nach Schlesien zum Fürsten Carl Lichnowsky zu unternehmen. Trotz seiner Armuth — wie, wird nicht erzählt — hatte er doch zu der Reise das nöthige Geld zusammen gebracht. Er konnte aber unmöglich die Hauptstadt verlassen, ohne vorher Gelübde der Treue und Liebe mit seiner Juliette ausgetauscht zu haben. Das aber war wegen Familien- und anderer Verhältnisse nicht so leicht, und so wurde eine Zusammenkunft in einem Dickicht im Prater verabredet.

Beethoven erschien und wartete so lange vergeblich an dem bezeichneten Orte, daß ihm endlich bange wurde, Juliette könnte ihm untreu geworden sein. Im letzten Momente jedoch erscheint sie, und eine lange Unterredung im wohlbekannten Romanstyl findet statt.

Dann scheiden sie, wie die Romanhelden und Heldinnen immer scheiden. Beethoven reist glückselig ab, kommt wohlbehalten bei Lichnowsky an, schreibt dort die Mondschein-Sonate als Erinnerung und Denkmal dieses schönen Abends im Prater, und dann beschäftigte er sich mit der Sinfonia Eroica. Dies ist in kurzem Umrisse die Erzählung.

Nun aber: 1. Als sie geschrieben wurde, war schon eine lange Reihe von Werken Jedermann zugänglich, welche jenen Verfasser hätten belehren können, daß die Sonate schon einige Jahre vor dem November 1805 im Druck erschienen und die Sinfonie längst fertig und auch öffentlich aufgeführt worden war.

Auch brauchte er nur in Schindler's Buche nachzuschlagen.

2. Der Einfall, Beethoven aus einer Stadt, besetzt und umringt von ein paar mal hundert Tausend feindlicher Soldaten, ruhig nach Schlesien abreisen zu lassen, ist gar zu komisch, so daß man darüber nicht erst Worte zu verlieren braucht. Hätte unser Schriftsteller auch nur einen flüchtigen Blick in Hormayer geworfen, so hätte er gesehen — was sich übrigens von selbst versteht — daß die Stadtthore, besonders gegen den Prater zu, regelmäßig Abends zugesperrt wurden, und daß es in diesem Lustorte selbst von den Soldaten Napoleon's wimmelte.

Wenn aber ein Mann bei Nacht im feindlichen Lager ertappt wurde, so erhielt er in der Regel den nicht sehr ehrenvollen Titel „Spion" und bekam darauf — eine einzige Lection im Lufttanzen.

Sie sehen wohl ein, wie lächerlich, wie absurd es ist, einen Mann als nächtlichen Spaziergänger im Prater erscheinen zu lassen – und nun gar erst eine junge Dame!!

3. In keiner Geschichte der Oper Fidelio, selbst in Schindler nicht, fehlt der Umstand, daß gerade zur Zeit der französischen Occupation Wiens Beethoven mit dem Einstudiren und der Aufführung dieses Werkes beschäftigt war. Wie reimt sich das mit seiner angeblichen Armuth und Hilflosigkeit und mit seiner Reise nach Schlesien zusammen?

4. Daß die junge Dame im November 1805 schon längst in Neapel war, hat der Verfasser der erwähnten Erzählung vielleicht nicht wissen können; allein daß sie schon zwei Jahre früher die Gattin des Grafen Gallenberg geworden, das hätte er aus dem ersten besten gräflichen Taschenbuche erfahren können.*)

---

*) Schindler, welchem von Beethoven selbst die Mittheilung von einem Besuche der Gräfin Gallenberg gemacht wurde, theilte mir noch persönlich mit, daß dieser Besuch bestimmt im Jahre 1823 stattgefunden habe. Otto Jahn sowie ich haben genügende Beweise, daß wenn Schindler's Angabe nicht ganz richtig sein sollte, er sich hierbei höchstens um ein Jahr geirrt haben könne.

In welchen Nebel von Lächerlichkeiten und Absurditäten ist hier ein Fünkchen historischer Wahrheit eingehüllt!

Dabei ist Alles so rührend geschrieben, daß es auch mir ein paar Thränen gekostet hat — Thränen des Lachens.

Ad vocem Fidelio.

Folgendes ist das Inhaltsverzeichniß einer Novellette über diese Oper.

Beethoven in drückender Armuth — die Oper längst fix und fertig in seinem Pulte liegend. —

Er will sie der Theaterdirection nicht übergeben, weil keine ihn befriedigende Darstellerin für die Hauptrolle zu finden ist — Endlich erscheint die Richtige, jung, schön, blühend, geistreich, mit einer mächtigen und sympathischen Stimme begabt —

Er lernt sie kennen — Rührende Gespräche — Sie übernimmt die Rolle — Großartige Leistung — Ungeheure Sensation — Fidelio triumphans — Göttliche Leonore — Beethoven im Himmel — und Alles im schönsten, hochtrabenden Schablonenstyl dargestellt.

Wäre dies über die erste Aufführung der Oper im Jahre 1805 mit der Milder als Fidelio erzählt, so wäre es schon absurd genug, da Beethoven die Partie expreß für sie geschrieben hatte; allein nicht die Milder, 1805, sondern die Schroeder ist die Heldin dieser Erzählung — zu einer Zeit, 1822, wo Beethoven beinahe vollständig taub war, und seine Oper schon in Wien allein mehr als 60 Aufführungen erlebt und die Runde über die meisten großen deutschen Bühnen gemacht hatte.

Kann man das Absurde weiter treiben?

Später nahm diese Erzählung eine ganz andere Form an.

Wolzogen nahm sie in seine Biographie der Schroeder auf. Ich citire eine einzige Stelle daraus und mache eine einzige Bemerkung dazu.

„So saß er (Beethoven nämlich) denn am Abend der Aufführung (die erste von der Schroeder) im Orchester hinter dem Kapell-

meister und hatte sich so tief in seinen Mantel gehüllt, daß nur die glühenden Augen daraus hervorleuchteten.

Wilhelmine fürchtete sich vor diesen Augen: es war ihr unaussprechlich bang zu Muthe."

Meine Bemerkung ist diese: Gerade an diesem Abende war Beethoven gar nicht im Theater, wohl aber am zweiten, und zwar befand er sich — wie die Wiener Zeitungen damals berichteten — in einer Loge der ersten Reihe!

Eine andere Erzählung dieser Art bringt uns zur Schlachtsinfonie — „Wellington's Sieg bei Vittoria".

Sie wurde mir zuerst als authentisch vom Gastwirth Haidinger (berühmt durch seine Wien betreffenden literarischen Sammlungen) mitgetheilt, nachher als vollständig wahr bestätigt von Professor N. N., der den Professor Höfel zu Salzburg als seinen Gewährsmann angab, einige Jahre später erschien sie unverändert — nur etwas ausgeschmückt — im Druck.

Beethoven soll nämlich, um musikalischen Stoff für die Schlachtsinfonie zu sammeln, einem großen Scheingefechte unweit Wiener Neustadt beigewohnt haben. Im Laufe des Tages verirrte er sich und befand sich Abends in einer ihm ganz unbekannten Gegend, nämlich an den Thoren von Wiener Neustadt, wo er als Vagabund verhaftet wurde.

Seine Versicherungen, Beethoven zu sein, fanden kein Gehör — er wurde nur verspottet und mußte die Nacht hindurch, von schrecklichem Durst und Hunger gequält, in einem Loche des Arresthauses sitzen.

Am folgenden Tage wurde, da er noch immer darauf bestand, Beethoven zu sein, Höfel, der früher sein Bild in Kupfer gestochen hatte, geholt und nach stattgefundener Identification wurde er frei gelassen u. s. w.

Das Wesentliche dieser Erzählung scheint gewiß genügend verbürgt, und doch stimmt es nicht mit der wahren Geschichte der Schlachtsinfonie überein, die, bisher nicht veröffentlicht kurz gehalten wie folgt lautet:

Johann Nepomuk Mälzl, ein tüchtiger Musiker, Sohn eines Orgelbauers zu Regensburg, kam nach Wien als Musiklehrer. Als Mechaniker besaß er ein angeborenes Genie, und in der Werkstätte seines Vaters hatte er auch die nöthige Geschicklichkeit erlangt, um seine Erfindungen selbst auszuführen. Sein mechanischer Trompeter und ein Panharmonicon wurden berühmt. Für Beethoven verfertigte er Hörrohre, die der Componist jahrelang brauchte. Zwischen den beiden Männern entstand ein intimes freundschaftliches Verhältniß, und gegen Ende des Jahres 1812 wurde beschlossen, daß Mälzl mit seinen automatischen Instrumenten, Beethoven dagegen mit seinen neuen Compositionen im Frühjahre 1813 eine Reise nach London unternehmen sollten, um dort gemeinschaftliche Concerte zu geben.

Da jedoch Beethoven verhindert wurde, im Frühjahr zu reisen, so blieb auch Mälzl gern noch ein Jahr in Wien zurück, hauptsächlich um sein großes Kunstwerk — den Brand von Moskau — auszuführen und auch um neue Stücke für sein Panharmonicon vorzubereiten.

Unter den schon fertigen Stücken befand sich je eines von Händel, Haydn und Cherubini. Es hätte unbedingt nur vortheilhaft sein können, wenn Beethoven's Name auch dabei gewesen wäre, und namentlich dann, wenn die Beethoven'sche Composition nicht nur neu, sondern auch leicht faßlich gewesen wäre und auf einen für England populären Gegenstand Bezug genommen hätte.

Es war dazumal seit 40 Jahren kaum eine große Schlacht geschlagen worden, ohne daß man sie bald darauf unzählige Male in Musik, vom großen Orchester angefangen bis auf das Clavier herunter, wiederholt hätte.

Ich kenne sogar eine aus jener Zeit herrührende Ankündigung einer großen für zwei Flöten arrangirten Schlachtmusik.

Im Juli 1813 kam die Nachricht nach Wien über Wellington's Sieg bei Vittoria.

Was für ein großartiger Gegenstand für Engländer zu einer Programmmusik, und welche Wirkung hätte sie auf dem Pan-

harmonicon hervorbringen müssen! so dachte Mälzl und ihm war London und das englische Publikum wohl bekannt. Seine Werkstatt war damals auf dem Glacis nahe der Karlskirche in der Clavierfabrik von Stein. Dessen verstorbener Sohn Carl bestätigte mir vollständig folgende die Schlachtsinfonie betreffenden Erinnerungen von Moscheles: „Ich (Moscheles) folgte dem Ursprunge und Fortschritte des Werkes, und erinnere mich, daß Mälzl nicht nur entschieden Beethoven zu schreiben veranlaßte, sondern auch, daß er ihm den ganzen Plan dazu vorlegte; er selbst schrieb alle die Trommelmärsche und die Trompetenstöße für die französischen und englischen Armeen, und gab dem Componisten einige Winke, wie er die englische Armee durch die Weise „Rule Britannia“ feierlich aufführen sollte; wie er „Malborh“ in düsteren Klängen hineinbringen sollte; wie er die Schrecken der Schlacht schildern und das „God save the king“ so benützen sollte, daß es die Hurrahs der Menge vorstelle. Sogar die unglückliche Idee, die Melodie von „God save the king“ als Fugenthema mit schnellerem Tempo zu verwenden, rührt von Mälzl her.

Alles dieses sah ich in Skizzen und Partitur, welche Beethoven in Mälzl's Werkstätte brachte.“

So weit Moscheles und Stein.

Auf diese Weise wurde die Partitur für das Panharmonicon fertig und Mälzl fing an, sie auf einen Cylinder für das Instrument zu setzen. Mittlerweile lief das Jahr 1813 zu Ende und der Plan zur Reise nach London hätte sofort oder bald ausgeführt werden sollen; allein es lag ein Hinderniß im Wege: weder Beethoven noch Mälzl hatten das nöthige Geld dazu.

Das Finanzpatent von 1811 und das Mißlingen der Idee, seine neuen Sinfonien im Frühjahre in Concerten aufzuführen, hatten Beethoven in eine kritische Lage versetzt, während Mälzl andrerseits sein kleines Capital für das Panharmonicon und den „Brand von Moskau“ verwendet hatte. Mälzl verlor aber seinen Muth nicht. Er glaubte jetzt im Stande zu sein, dasjenige durchzusetzen, was Beethoven im Frühjahre nicht konnte, nämlich, die

neuen Sinfonien zur Aufführung zu bringen und dadurch Beethoven wie auch sich selbst aus der pecuniären Verlegenheit zu ziehen. Er hielt es jedoch für nöthig, auf dem Programm der beabsichtigten Concerte etwas ad captandum vulgi erscheinen zu lassen. Sein Trompeter sollte dabei sein; allein dieser war in Wien schon zu gut bekannt, um die gewünschte Anziehungskraft auf das Publikum auszuüben, und Mälzl kannte Beethoven zu gut, um ihm zuzumuthen, sich herabzulassen, ein ähnliches bloßes Zugstück für diese Gelegenheit zu schreiben. Da fiel ihm die Schlacht ein. Eile war nöthig. Ohne abzuwarten, bis diese Composition für das Panharmonicon fertig gesetzt sein würde, nahm er die Partitur zum Componisten und trug ihm vor, dieselbe für großes Orchester zu instrumentiren.

Beethoven willigte ein.

Daß nun Mälzl zwei Concerte zu einem wohlthätigen Zwecke veranstaltete, welche einen Reinertrag von über 4000 Gulden ergaben, daß die Schlacht bei Vittoria und die 7. Sinfonie außerordentlich einschlugen, daß Beethoven dadurch die größte Popularität auf einmal erlangte, und daß er in Folge davon in den nächsten Monaten mehrere sehr einträgliche Concerte geben konnte, das Alles ist wohlbekannt, aber weniger bekannt ist, daß Mälzl für die Aufopferung seiner Panharmonicon-Partitur, für alle seine Mühe, die ersten zwei Concerte zu Stande zu bringen, und für einen mehr als zweimonatlichen Zeitverlust nie auch nur einen Kreuzer bekam.

Die traurige Thatsache steht fest, daß Beethoven nach dem ungeheuren und unerwarteten Erfolge der ersten zwei Concerte den Reiseplan ganz aufgab, sich von Mälzl gänzlich lossagte und die darauffolgenden Aufführungen der oben erwähnten Werke nur zu seinem eigenen Vortheile veranstaltete. Später wollte er ein so ungerechtfertigtes Vorgehen dadurch entschuldigen, daß Mälzl die Schlachtsinfonie als sein Eigenthum angekündigt hätte. Letzterer stellte nun eine Partitur aus den Stimmen zusammen und reiste nach München, wo er die Schlachtsinfonie zur Aufführung brachte, worauf Beethoven einen Prozeß gegen ihn anstrengte. Nun wird Niemand leugnen können, daß die Partitur für

das Panharmonicon Eigenthum von Mälzl war, wenn auch der Plan dazu nicht ganz von ihm herrührte. Wir wissen auch, daß er das Werk dem Beethoven zurückbrachte, nur damit er es im gemeinschaftlichen Interesse für das Orchester einrichtete. Trat er dadurch seine Eigenthumsrechte ab? Das war die juristische Frage.

Ein Urtheil darüber ist vom Gerichte nie gefällt worden, und sie ist bis zum heutigen Tage unbeantwortet geblieben, falls man nicht folgende Begebenheit als eine Entscheidung zu Gunsten Mälzl's gelten lassen will.

Als Mälzl Ende 1817 nach Wien zurückkam, um sein Metronom einzuführen, wobei ihm besonders daran gelegen war, Beethoven's Gutheißen zu gewinnen, hätte er eine billige Forderung des Componisten gewiß nicht ausgeschlagen. Noch mehr: der damalige Rechtsvertreter Beethoven's war der rechtschaffene und später berühmte Advocat Dr. Joh. Bapt. Bach, der keinesfalls seines Clienten begründete Ansprüche hätte fallen lassen. Und doch zog Beethoven die Klage zurück und theilte mit Mälzl alle vorhergegangenen Kosten des schwebenden Prozesses.

Beethoven empfahl das Metronom auf's Glänzendste und das Ende vom Liede war ein Souper im Kameel, wo es sehr lustig zuging und Mälzl, Schindler und Andere Beethoven's „Metronom-Canon ta ta ta“ sangen.

Das allgemeine Vorurtheil gegen Mälzl rührt einzig und allein von Schindler und seinen Nachschreibern her, unterstützt von einer sehr unrichtigen, im Zorne geschriebenen Angabe Beethoven's, die Schindler unter dem Titel „Deposition“ veröffentlichte. Doch wer sich die Mühe nimmt, diese Sache etwas gründlich zu erforschen, wird bald finden, daß der Grundstein von Beethoven's ungeheuren Erfolgen in den Jahren 1814—15, die Auferstehung seines Fidelio mit inbegriffen, von Niemand Anderem als von Joh. Nep. Mälzl gelegt wurde!

Man nehme es mir nicht übel, daß ich den Schleier entferne und diesen schwarzen Fleck im Leben Beethoven's bloßlege. Die Gerechtigkeit fordert es. Wir wissen so viel Gutes und Großes von

dem Componisten, daß ihn diese Entdeckung in unserer Meinung nicht herabsetzen kann. Wir bedauern, verzeihen, vergessen.

Der arme Mälzl brachte seine letzten Jahre in meinem Vaterlande zu, wo er als Gentleman geliebt und geachtet lebte. Durch sein Metronom und seine Beziehung zu Beethoven allein lebt sein Name noch unter uns fort.

Sollen wir es gestatten, daß er, ein Wohlthäter Beethoven's, wie bisher so auch in Zukunft, so lange man Biographien des Componisten lesen wird, nur als ein niedriger Schwindler geschildert wird, blos um eine momentane Schwäche Beethoven's geheim zu halten?

Als ich die Arretirungs-Geschichte Beethoven's hörte, wußte ich sofort, daß sie mit der Schlachtsinfonie nichts gemein haben könne; um jedoch zu erfahren, ob und wie viel Wahres daran sei besuchte ich später den Professor Höfel in Salzburg und erfuhr von ihm folgendes:

Im Jahre 1822 oder 23 saß er eines Abends, als es schon dunkel war, mit mehreren seiner Collegen und dem Polizeicommissär beim Abendessen im Gasthausgarten „zum Schleifer", außerhalb der Thore von Wiener Neustadt, als ein Polizeidiener zum Commissär kam und ihm folgende Meldung machte:

„Herr Commissär, wir haben Jemanden arretirt, der uns keine Ruhe giebt und immerfort schreit, daß er Beethoven sei. Er ist aber ein Lump — hat keinen Hut — einen alten Rock u. s. w., keinen Ausweis, wer er ist u. s. w."

Der Commissär befahl, den Mann bis auf den nächsten Tag zu behalten, dann werde man hören, wer er sei.

Am nächsten Tage war die Gesellschaft neugierig, wie der Vorfall ausgefallen, und der Commissär erzählte, daß er ungefähr um 11 Uhr Nachts aufgeweckt und ihm wieder gemeldet wurde, wie der Arretirte keine Ruhe gebe, sondern verlange, daß man den Herrn Herzog, Musikdirector in Wiener-Neustadt, zu seiner Identificirung herrufe.

Dies geschah, und als Herzog den Mann sah, nahm er ihn unter dem Ausrufe: „Das ist Beethoven" sofort mit nach Hause.

Tags darauf kam der Bürgermeister zu Beethoven, um wegen des Vorgefallenen um Entschuldigung zu bitten, und ließ ihn, von Herzog mit ordentlichen Kleidern versehen, im Magistrats-Staatswagen nach Baden, seinem damaligen Wohnorte, fahren.

Beethoven war an jenem Tage Morgens, ohne Hut und in einem alten Rocke, ausgegangen, einen kleinen Spaziergang zu machen. Er gelangte an den Canal und in Gedanken vertieft, vergaß er umzukehren, folgte dem Canal immer fort und befand sich Abends müde, staubbedeckt und hungrig in einem ihm ganz unbekannten Orte, nämlich am Canal-Bassin bei dem Ungerthor von Wiener Neustadt. Hier sah man ihn in die Fenster hineinschauen, und da er wie ein Bettler aussah, wurde er verhaftet.

Auf seine Versicherung: „Ich bin Beethoven" soll er die Antwort erhalten haben: „Warum nit gar. A Lump sind Sie — so sieht Beethoven nit aus." —

Nur der, dessen langweilige Pflicht es ist, alle neuen auf Beethoven Bezug nehmenden Erscheinungen wenigstens durchzusehen, kann einen richtigen Begriff davon haben, wie zahlreich — vom Feuilleton und der Novellette an bis zur mehrbändigen Biographie — die Schriften sind, in welchen Beethoven's Bruder Johann eine nichtige, klägliche und häufig ganz falsche Rolle zu spielen verurtheilt wird. Eine spezielle Kritik über die eine oder andere dieser Schriften ist unnöthig und das Irrthümliche ist seit 40 Jahren in fast alle neuen Erscheinungen aufgenommen worden und gilt jetzt fast allgemein als Wahrheit.

Wenn meine Mittheilungen hierüber als eine Art Ehrenrettung Johann's erscheinen, so geschieht das nicht, weil ich irgend eine Sympathie für ihn hege, sondern zuerst blos der historischen Wahrheit wegen, dann aber auch — und das ist wichtiger — um die Ehre des großen Componisten selbst zu retten. Dann wenn auch nur die Hälfte dessen, was über den Charakter des Bruders geschrieben worden ist, wahr sein sollte, so hätte nur ein sehr schwacher und selbst verdorbener Mensch mit ihm so verkehrt, wie

Beethoven in seinen letzten Jahren mit diesem Bruder. Und gewiß war Beethoven ein solcher Charakter nicht.

Diese Schriften theilen sich chronologisch in verschiedene Gruppen:

1. Es existiren solche Schriften, worin angenommen wird, daß spätestens 1802—3 Johann Beethoven von seinem Bruder Geld erhielt, um sich in Linz selbständig als Apotheker zu etabliren, daß er durch den Einfluß seines Bruders in den höhern Kreisen der Wiener Gesellschaft große und vortheilhafte Lieferungs-Contracte für die österreichische Armee erhielt, daß er in Folge dessen bald wohlhabend wurde und selbst Ludwig in den nächstfolgenden Jahren Geld geliehen habe, und daß er Ende 1807 dieses Geld ungestüm zurückverlangte, was als ein auffallender Beweis seines Geizes und Undankes hingestellt wird.

Wenn das Alles correct und wahr sein sollte, so könnte man an diesen Schriften freilich nichts tadeln. Allein, es ist kein Wort davon wahr. Hören wir!

Bis zum Winter 1807—8 war Johann bei einem Apotheker in der Nähe des Kärntnerthor-Theaters in Wien als Gehilfe thätig. Durch Fleiß und Sparsamkeit gelang es ihm, einige hundert Gulden bei Seite zu legen, die er seinem Bruder Ludwig anvertraute. Um diese Zeit erfuhr er, daß der Apotheker beim Brückenthor zu Linz gestorben und daß dessen Geschäft sammt Haus und Zubehör zu verkaufen sei. Das schien ihm eine günstige Gelegenheit, sich selbständig zu etabliren; er erkundigte sich näher und fand die Bedingungen derart, daß selbst bei seinem kleinen Capitale der Kauf möglich wäre. Zu diesem Zwecke forderte er von seinem Bruder die diesem anvertrauten Ersparnisse zurück.

Doch Ludwig scheint nicht viel Vertrauen zu diesem Projecte gehabt zu haben und kam nur mit Widerwillen dem Verlangen seines Bruders nach, indem er seinen Freund Gleichenstein brieflich ersuchte, bei seinem Verleger 1500 Gulden zu beheben und diese an Johann zahlen.

Was dieser erhielt, war grade hinreichend, die Contracts- und Uebersiedlungskosten, sowie auch die erste Rate zu decken.

Der Contract datirt vom 13. März 1808, und am 20. desselben Monats nahm Johann vertragsmäßigen Besitz vom Geschäfte. Doch trug dasselbe nicht viel mehr ein, als die täglichen Kosten, und die schwierige Frage, wie die zweite und dritte Rate zu zahlen wäre, trat bald an ihn heran. Es ist nun irgendwo behauptet worden, daß sein alter Bekannter aus Bonn, St. v. Breuning, für ihn Bürgschaft geleistet hätte, was wohl nicht unwahrscheinlich ist, allein ich habe seinen Namen in den Actenstücken nirgends gefunden. Es steht fest, das Johann sich nicht an ihn wendete, daß er überhaupt kein Geld aus Wien bezog und daß er sich ganz allein aus der Verlegenheit zu helfen wußte.

Es war dies nämlich die Zeit der Napoleonischen Handelssperre. Das englische Zinn stieg auf einen unerhörten Preis. Die kleinen Gefäße in der Apotheke Johann's waren aus massivem Zinn; er verkaufte und ersetzte sie durch Thon- und Porzellan-Gefäße. Dadurch sowie auch durch den Verkauf der schön gezierten eisernen Fenstergitter konnte er seinen Verbindlichkeiten nachkommen und die Raten zahlen.

Im Frühjahre 1809 kam eine französische Armee das Donauthal herunter. In seiner Jugend hatte Johann v. Beethoven eine Zeit lang in dem französischen Krankenhause zu Bonn gedient; er kannte die französische Sprache; sein Geschäft lag nächst der Donaubrücke: zu ihm ging man denn, und er schloß vortheilhafte Lieferungscontracte mit den französischen Commissären ab, so daß es ihm gelang, sich aus allen Verlegenheiten bald herauszuziehen und zugleich den Grund zu seiner späteren Wohlhabenheit zu legen.

Durch diese einfachen Thatsachen und Daten, die ich vor etwa 16 Jahren in Linz und Urfahr gesammelt habe und welche auch jedem Anderen ebenso leicht zugänglich gewesen wären, stürzt das ganze novellistische Gebäude zusammen.

2. Jeder, der Schindler's Schriften kennt, wird sich erinnern, daß Schindler, um die Sinnesart Johann's von Beethoven zu bezeichnen, sich des Ausdrucks, „das böse Princip im Leben des Componisten" bedient.

Was nur hie und da mit langen Unterbrechungen einen Einfluß übt, kann jedoch nicht das „böse Princip" im Leben eines Mannes genannt werden, nur ein ziemlich constanter, fortwährender Einfluß auf Beethoven und seine Verhältnisse kann damit gemeint sein. So hat es Schindler gemeint. So haben alle seine Nachschreiber ihn verstanden, und man findet Johann Beethoven als ein solches „böses Princip" überall geschildert.

Nun liegt aber die Sache ganz anders, und ich glaube Folgendes — das Resultat sorgfältiger Prüfung — als das Richtige hinstellen zu können.

In allen Documenten, Briefen und Conversationen, überhaupt in allen unseren Quellen vom März 1808 bis zum Frühjahre 1822 — einem Zeitraume von 14 vollen Jahren — erscheint, mit einer einzigen Ausnahme, niemals und nirgends Beethoven's Bruder Johann als handelnde Person in dem Leben des Componisten; und selbst in dem angedeuteten Ausnahmefalle greift Johann nicht in Ludwig's, sondern Ludwig in Johann's Angelegenheiten ein! Dieses Factum allein erregt den stärksten Zweifel, daß bisher das richtige Verhältniß zwischen den beiden Brüdern geschildert worden sei. Zunächst einige Worte über den Ausnahmefall.

Johann Beethoven war ledig, und da sein Haus ziemlich groß war, behielt er für sich nur ein paar Zimmer und vermiethete die übrigen an einen Arzt aus Wien, dessen Frau ihre Schwester zu sich nahm. Daß diese Schwester schon in Wien Mutter war, wurde natürlich geheim gehalten. Im Laufe der Zeit nahm Johann dieses Mädchen als Haushälterin und Gesellschafterin zu sich.

Ein eigenhändiges Memorandum des Componisten lautet: „1812 war ich in Linz wegen B."

Daß mit diesem „B." der Bruder gemeint ist, versteht sich von selbst. Dieses und manches Andere bestätigt vollkommen, was man mir in Linz als Thatsache mitgetheilt hat, nämlich: daß Beethoven, der den Sommer 1812 in Teplitz, Carlsbad ꝛc. zubrachte, irrthümlich benachrichtigt wurde, Johann wolle das Mädchen hei-

rathen, und daraufhin nach Linz eilte, um eine solche Verbindung zu verhindern.

Es steht jedenfalls fest, daß er Ende September aus Teplitz verschwindet und am 5. October in Linz auftaucht. Johann gab ihm das schönste Zimmer im Hause — ein Eckzimmer, sonnig und freundlich, mit der Aussicht auf die Donau, den Landungsplatz und die herrliche Gebirgslandschaft jenseits des Flusses.

Zum Theil in diesem Zimmer, zum Theil während einsamer Wanderungen auf den Bergen componirte Beethoven die freundliche 8. Sinfonie.

Man darf nicht vergessen, daß Johann zu dieser Zeit ein Mann von 35 Jahren und seit 4½ Jahren selbständig und erfolgreich etablirt war, daß ferner sein Bruder nur als Gast bei ihm war, folglich jeden Augenblick das Haus hätte verlassen können, falls es ihm hier nicht behagte. Wenn nun der Componist seinen ganzen Einfluß als Mensch und Bruder geltend gemacht und sich darauf beschränkt hätte, das unmoralische Verhältniß Johann's zu lösen, so hätte ihm das Niemand, selbst der Bruder nicht, verübeln können. Allein er ging weiter.

Er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß das Mädchen entfernt werden müsse, und da er dies auf friedlichem Wege nicht durchsetzen konnte, so wandte er sich an den Bischof und die Civilbehörden. Es gelang ihm, vom Polizeidirector ein Decret auszuwirken, kraft dessen das Mädchen verhaftet und per Schub nach Wien geschickt werden sollte, falls sie nicht bis zu einem bestimmten Tage im November abreisen würde. Johann wurde darüber wüthend, und es gab zwischen ihm und Ludwig einen Auftritt, den ich mit Stillschweigen übergehe. Der Apotheker hatte aber noch immer den Haupttrumpf in Händen; spielte er ihn, so wäre die Partie für ihn gewonnen gewesen, aber die Folgen hätten sich über sein ganzes Leben erstreckt.

Sein Zorn und die Thränen des Mädchens gaben die Entscheidung: Der Trumpf wurde ausgespielt! Im Register der Stadtpfarrei zu Linz ist zu lesen, daß am 8. November 1812

Johann v. Beethoven und Therese Obermayer getraut wurden. Seine Frau konnte man nun doch nicht entfernen!

Tags darauf verließ Beethoven Linz und trug das bittere Bewußtsein mit, daß durch seinen eigenen Mangel an Geduld, Vorsicht und Mäßigung das unanständige Mädchen zu seiner Schwägerin erhoben worden war. Wir wollen den Unglücklichen um seine Gefühle nicht beneiden!

3. Jeder, der die novellistischen und biographischen Schriften über Beethoven, wenn auch nur oberflächlich kennt, weiß, mit welchem Nachdruck Johann Beethoven als „böses Princip“ besonders in seines Bruders letzten Jahren beschrieben wird. Die Hauptbeschwerden gegen Johann sind: unberufene Einmischung in Ludwig's Geschäftsangelegenheiten; fortwährendes Streben, ihn zu beherrschen und bei sich, nicht nur in Wien, sondern auch auf dem Lande in der Wohnung zu haben mit der Absicht, das Talent seines Bruders für den eigenen Vortheil auszunützen.

Das Alles rührt ursprünglich von Schindler her, der es ganz ehrlich gemeint hat; allein es ist jetzt Manches aufgehellt, was dem jungen Schindler verborgen blieb und ein neues Licht über die Verhältnisse zwischen den Brüdern wirft.

Verweilen wir einen Augenblick beim Apotheker, um zu sehen, wie es ihm in der Zwischenzeit erging.

Am 30. December 1816 verkaufte er sein Geschäft in Linz und eröffnete bald darauf eine Apotheke in Urfahr, Linz gegenüber.

Im August 1819 war er im Stande, bei Gneixendorf, unweit Krems, ein schönes und werthvolles Landgut, „Wasserhof“ genannt, zu kaufen; somit wurde er Gutsbesitzer. Jetzt, als Oekonom lebend, wurde es ihm möglich, den Winter über sich in Wien aufzuhalten. So miethete er ein Quartier daselbst im ersten Stock des damals an der Ecke der Roth- und Pfarrgasse in der Vorstadt Windmühl stehenden Hauses, welches Eigenthum und Geschäftslocal seines Schwagers, des Bäckermeisters Obermayer war, wo wir ihn im Frühjahre 1822 finden.

Unterdessen hatte er erfahren, daß eine Tochter seiner Frau,

Amalie Waldmann, geboren am 30. Januar 1807, noch in Wien lebte, und da er keine Hoffnung mehr auf eigene Kinder hegte, so hatte er sie an Kindesstatt schon einige Jahre vorher zu sich genommen.

Die „unberufene Eindringung" Johann's in Ludwig's Geschäfte ist jedoch nicht bewiesen, und es ist zweifelhaft, ob sie je bewiesen werden wird.

Der taube, verdrießliche, mißtrauische Beethoven hatte zu dieser Zeit factisch Niemanden — wie in früheren Zeiten Gleichenstein, Breuning, seinen Bruder Carl und Andere — welcher im Stande gewesen wäre, ihm beim Verkaufe neuer Werke u. dgl. behilflich zu sein.

Ueber Johann's Vorzüge als Geschäftsmann hatte er eine gute Meinung; war doch das zweifelhafte Unternehmen in Linz geglückt, wie auch das spätere in Urfahr, und das noch zweifelhaftere bei Gneixendorf konnte ebenfalls als ein gelungenes angesehen werden.

Es konnte dem Componisten nur erwünscht sein, daß Johann nach mehr als 13jähriger Abwesenheit wieder in seiner Nähe wohnhaft wurde.

Bei wem, wenn nicht bei seinem Bruder, sollte er Rath, Beistand und Hilfe suchen!

Man sieht schon a priori, daß die Anschuldigung des Johann wenigstens in hohem Grade übertrieben ist; daß sie sogar unbegründet sei, hier völlig zu erörtern, würde gar zu weit führen.

Wenden wir uns denn zu dem angeblich eigennützigen, fortwährenden Streben Johann's, seinen Bruder bei sich zu haben; es dürfte dabei die obige Frage nicht wenig Beleuchtung finden.

Die Stelle in Schindler's Buch, welche auch in andere Schriften übergegangen ist, lautet:

„Beethoven wurde (im Herbste 1822) durch seinen Bruder Johann in eine dunkle, höchstens für einen Schuster passende Wohnung einquartirt, die, weil sie wohlfeil war, für den „Hirnbesitzer" gut sein sollte.... Es war dies ein schrecklicher Aufenthalt für den

anders gewohnten Beethoven, und der Winter von 1822 auf 23 könnte aus jener fatalen Situation des großen Tondichters nicht wenig Stoff zu Novellen und Humoresken geben (I. Ausgabe. S. 136).

Das bloße Factum, daß Beethoven diese Wohnung durch seinen Bruder nahm, ist wahr; allein Schindler schrieb mit dem Gefühle der Verachtung und des Widerwillens gegen Johann, welches gerecht zu sein ihm fast unmöglich machte; auch mögen die näheren Umstände, wenn sie ihm je bekannt waren, nach einer Zwischenzeit von ungefähr 18 Jahren seinem Gedächtnisse nicht mehr ganz sicher vorgeschwebt haben.

Außerdem ist es sicher, daß er gewisse Briefe des Componisten an den Bruder nie gesehen hat. Man sieht, wie leicht er, mit dem besten Willen nur die Wahrheit zu schreiben, das Factum doch in ein ganz falsches Licht stellen konnte; und so ist es in der That.

Von der Masse der Conversations-Bücher, Hefte und Bogen, welche Hofrath v. Breuning nach dem Tode Beethoven's an Schindler übergab, hat Letzterer im Laufe der Zeit mehr als die Hälfte vernichtet; unter dem Erhaltenen ist eins, welches die allererste bekannte Notiz über ein Zusammensein der beiden Brüder nach Johann's Rückkehr enthält.

Der Neffe Carl war auch dabei. Aus der damals geführten Conversation geht deutlich hervor, daß Beethoven sein Quartier auf der Landstraße im Frühjahre 1822 aufgegeben hatte, ohne vorerst eines für den Sommer fest genommen zu haben, und dadurch sich in einer unangenehmen Verlegenheit befand.

Im Laufe des Gesprächs kommt Johann ihm zu Hilfe, indem er ihm die zwei Zimmer seiner Wohnung, welche seine Pseudotochter bewohnte, auf eine kurze Zeit — bis er ein Quartier findet — anbietet und den Vorschlag macht, nach Tisch hinzugehen und die Zimmer anzusehen. Beethoven ging. Das ist erwiesen, weil etwas später in dem Heft die Handschrift von Johann's Frau erscheint. Sie schreibt sehr artig und höflich, findet wenig Aehnlichkeit zwischen Beethoven und ihrem Manne, die Augen aus-

genommen; sie ladet ihn ein, im Sommer einen Besuch in Gneixendorf zu machen, wo, wie sie schreibt, die Aussicht herrlich und die Luft vortrefflich ist.

Dazu fügt Johann mit Bleistift: „Rossini ist mir eben begegnet und hat mich sehr freundlich begrüßt. Er wünscht sehr Dich zu sprechen. Wenn er gewußt hätte, daß Du da wärest, so wäre er gleich hierher gekommen ꝛc.“

Neun und ein halbes Jahr war Johann schon verheirathet. Geht es aus den Worten der Frau Johann's nicht klar hervor, daß Beethoven sie, wenigstens als Schwägerin, nun zum ersten Male sieht? Beethoven fand es, wie es scheint, nicht nöthig, die zwei Zimmer zu nehmen, sondern zog gleich nach Ober-Döbling.

Von dort aus schrieb er an Johann folgenden merkwürdigen Brief:

„Ich hoffte Dich gewiß zu sehen — aber vergebens. Auf Staudenheimer's Verordnung muß ich noch immer Medicin nehmen und darf mich eben nicht zu viel bewegen. Ich bitte Dich, statt heute in den Prater zu fahren, den Weg zu mir zu nehmen mit Deiner Frau und Tochter — ich wünsche nichts als daß das Gute, welches unausbleiblich ist, wann wir zusammen sind, ungehindert erreicht werde. — Wegen Wohnungen habe ich mich erkundigt; es sind ihrer passende genug zu haben, und Du hast eben nicht nöthig viel mehr zu bezahlen als bisher. Nur ökonomisch betrachtet, wieviel läßt sich auf beiden Seiten ersparen, ohne deswegen nicht auch an einiges Vergnügen zu denken.

Gegen Deine Frau habe ich nichts, ich wünsche nur, daß sie einsehe, wie viel auch für Dein Dasein mit mir gewonnen werden kann und daß alle armseligen Kleinigkeiten des Lebens keine Störungen veranlassen.

Nun leb' wohl, ich hoffe Dich ganz gewiß zu sehen heute Nachmittag, wo wir alsdann nach Nußdorf fahren könnten, welches mir auch zuträglich wäre.

Dein treuer Bruder
Ludwig.

(Nachschrift.)

Friede, Friede

Sei mit uns, Gott gebe nicht, daß das natürliche Band zwischen Brüdern wieder unnatürlich zerrissen werde; ohnehin dürfte mein Leben nicht mehr von langer Dauer sein, ich sage noch einmal, daß ich nichts gegen Deine Frau habe, obschon mir ihr Betragen gegen mich jetzt ein paar Mal sehr aufgefallen ist, und ohnehin bin ich durch meine jetzt schon $3\frac{1}{2}$ monatliche Kränklichkeit sehr, ja äußerst empfindlich und reizbar. — Fort mit alle dem, was den Zweck nicht befördern kann, damit ich und mein guter Carl in ein mir besonders nöthiges gemessenes Leben kommen kann. — Sieh' nur meine Wohnung allhier an, so siehst Du die Folgen, wie es geht, da ich, wenn ich besonders kränklich bin, mich fremden Menschen anvertrauen muß, geschweige von ander'm noch zu reden, was wir ja ohnehin schon besprochen haben. —

Im Falle Du heute kommst, könntest Du Carl abholen; ich füge deswegen diesen offenen Brief an Herrn v. Blöchlinger bei, welchen Du gleich hinschicken kannst an selben."

Nun frage ich: von welchem der Brüder ging der Vorschlag des Zusammenwohnens aus?

Am 26. Juli schrieb Ludwig wieder an Johann, der mit seiner Familie den Sommer in Wasserhof zubrachte.

Der Brief enthielt die dringende Bitte, nach Wien zu kommen, um ihm beim Verkauf von Werken 2c. behilflich zu sein.

Johann konnte aber seine Wirthschaft nicht verlassen, und kam deshalb nicht. Der Brief schließt so: „Grüße mir die Deinigen — müßt ich nicht nach Baden, so würde ich gewiß schon künftigen Monat zu Dir kommen, nun aber ist es einmal nicht anders — wenn Du kannst, so komm. Es wäre eine große Erleichterung — Schreibe gleich" 2c. —

Am 31. Juli schreibt er wieder, daß Peters in Leipzig ihm 1000 Gulden für die Messe angeboten habe und andere Summen für andere Werke 2c. und daß ihm 300 Gulden im Voraus schon angewiesen seien.

Ich citire einige Zeilen:

„Aus Allem ist der Eifer des Mannes für meine Werke zu sehen, ich möchte mich aber nicht bloßgeben, und es wäre mir lieb, wenn Du mir schriebest, ob Du Einiges entbehren kannst, damit ich nicht gehindert werde, bei Zeiten nach Baden zu gehen, wo ich einen Monat wenigstens bleiben muß. Du siehst, daß hier keine Unsicherheit stattfindet, so wie Du die 200 Gulden im September mit Dank zurückerhalten wirst."

Dann später:

„Wärst Du hier, so wären diese Sachen bald abgethan... Wenn Du kommen und auf 8 Tage mit nach Baden gehen könntest, wäre es recht schön... Küche und Keller setzte unterdessen in besten Zustand, denn vermuthlich werde ich mit meinem Söhnchen unser Hauptquartier bei Dir aufschlagen, und wir haben den edlen Vorsatz gefaßt, Dich gänzlich aufzuzehren. Es versteht sich, daß blos vom September die Rede ist.

Jetzt lebe wohl, bestes Brüderl! lies alle Tage das Evangelium, führe Dir die Episteln Petri und Pauli zu Gemüthe, reise nach Rom und küsse dem Pabst den Pantoffel. Grüße mir die Deinigen herzlich" 2c. 2c.

Im August schreibt er noch zwei Briefe ähnlichen dringenden Inhalts — und doch kam Johann nicht.

Wie reimt sich das Alles zusammen mit der angeblich unberufenen Einmischung?

In dem Briefe vom 26. Juli gibt Beethoven seine Einwilligung kund zu seinem Bruder in das Obermayersche Haus zu ziehen, und zwar in dieser Weise: „Wegen der Wohnung, da sie schon genommen ist, so mag's sein, ob sie aber auch gut für mich, ist die Frage — die Zimmer gehen in den Garten, nun ist aber Gartenluft gerade die unvortheilhafteste für mich, alsdann ist der Eingang durch die Küche zu mir, welches sehr unangenehm und unzuträglich ist. Und nun muß ich ein Vierteljahr für nichts bezahlen, hierfür werden wir dann, Carl und ich, wenn's möglich,

uns bei Dir in Krems einfinden und wacker drauflos leben, bis dieses Geld eingebracht ist."

In den späteren Briefen erklärt er dem Bruder, daß er nothwendig Badener Schwefelbäder nehmen und eine bestellte Arbeit für die Eröffnung des Josefstädter Theaters ausführen müsse, und dadurch verhindert sei, beabsichtigten Besuch in Wasserhof zu machen.

Daß Beethoven mit seinen Quartieren nie zufrieden war, daß er immer in Conflict mit den Hausbesitzern gerieth und fortwährend seine Wohnungen wechselte, ist bekannt. Schindler gibt Beispiele davon in Ueberfluß an. Johann war anders, er hatte sich bei dem Bruder seiner Frau einquartirt und blieb meines Wissens dort so lange als sie lebte.

Was Ludwig haben wollte, war, daß Johann dieses Familienband zerreiße und diese Wohnung aufgebe, um das sehr zweifelhafte Experiment zu machen, ob er, der Bruder, der Neffe, Johann's Frau und die Tochter unter einem Dache sich vertragen könnten.

Es war nun ein Quartier neben dem Johann's zu haben und — so dachte Johann offenbar — warum sollte Ludwig, wenn er überhaupt das Experiment machen wollte, es nicht auf ein Jahr nehmen? Gelang es, so konnte man ebenso gut später als jetzt die Wohnungen wechseln. Wollte sein Bruder zu ihm, gut; wenn nicht, auch gut. Er konnte jetzt aus Rücksichten auf die Wünsche seiner Frau nicht ausziehen.

So geschah es, daß Beethoven und Schindler im October 1822 in die Wohnung einzogen, welche Schindler als nur für einen Schuster gut schilderte.

Wie Alles, was Johann Beethoven betrifft, in der übelsten Weise gedeutet wird, davon haben wir ein Beispiel in einer von Schindler erzählten kleinen Anekdote aus demselben Winter, welche die Ursache vielen Kopfschüttelns und Nasenrümpfens geworden ist.

Damals war es nicht nur allgemein Sitte, sondern der Anstand forderte es, daß Jeder auf seine Visitenkarte seinen socialen Rang und Stand setzte. Seit 3½ Jahren war Johann Beethoven

nicht mehr „bürgerlicher Apotheker zu Linz", sondern „Gutsbesitzer", und so nannte er sich auch auf seiner Karte.

Am Neujahrstage 1823 saßen Beethoven, der Neffe und Schindler zu Tische, als Johann seinen Diener mit Karte und Glückwünschen in's Zimmer schickte.

Der Componist war gut gelaunt, kehrte die Karte um, schrieb darauf: „Ludwig von Beethoven, Hirnbesitzer" und schickte sie zurück.

Es war eine ganz gewöhnliche freundliche und brüderliche Höflichkeit von Seiten des Johann, und ein gutmüthiger Scherz von Seiten Ludwig's. Das ist das Ganze. Alles Uebrige, was man darüber in hundert Schriften liest, ist Erfindung und größtentheils Verleumdung.

Sogar wegen seiner Pferde und Wagen ist Johann zum Gegenstande endlosen Spottes geworden. Warum? sehe ich nicht ein.

Pferde mußte er doch in seiner Landwirthschaft haben, und — wenn er im Herbst mit seiner Familie nach Wien übersiedelte — sollte er die Thiere nach dem Gute zurückschicken, und sie den ganzen Winter hindurch blos Heu fressen lassen?

Daß das Experiment, in einem Hause zusammen zu leben, wie vorauszusehen war, keinen guten Ausgang hatte, ist wohl bekannt, und die Weigerung Johann's, seine Wohnung aufzugeben, vollständig gerechtfertigt.

Ein Briefchen aus dieser Zeit, dessen unmittelbare Ursache unbekannt ist, mag hier Platz finden:

„Lieber Bruder! Ich ersuche Dich diesen Vormittag zu mir zu kommen, da ich nothwendig mit Dir zu reden — wozu dieses Betragen? wozu soll es führen? Ich habe nichts wider Dich, ich messe Dir nicht die Schuld bei, was die Wohnung betrifft. Dein Wille war gut, und es war ja auch selbst mein Wunsch, daß wir näher zusammen sein sollten — das Uebel ist nun einmal auf allen Seiten in diesem Hause da, Du willst aber von Allem nichts wissen, was soll man hierzu sagen?

Welch liebloses Betragen, nachdem ich in eine so große Ver-

legenheit gerathen bin. — Ich bitte Dich noch einmal, zu mir diesen Vormittag zu kommen, damit man sich über alles Nöthige bespreche. — Laß nicht ein Band zerreißen, welches nicht anders als ersprießlich für uns Beide sein kann — und weßwegen? um nichtswürdiger Ursachen Willen!! Ich umarme Dich von Herzen und bin wie immer

Dein treuer Bruder
Ludwig."

Daß späterhin die Sache eine ganz andere Gestalt in Beethoven's Fantasie annahm, und er die ganze Schuld wegen der Wohnung auf Johann schob und manchmal in Briefen und Gesprächen seinen Groll darüber äußerte, war eben nur — Beethovenisch!

Der Glaube, daß Beethoven beinahe sein ganzes Leben hindurch mit drückender Armuth zu kämpfen hatte, ist durch die Novellisten so allgemein geworden, daß ich einen doppelten Zweck erreiche, wenn ich hier einige Notizen darüber, wie es ihm im Frühjahre 1823 wirklich ging, einschalte.

Schulden hatte er in einer Höhe von 7000 Gulden, darunter 400 Gulden Vorauszahlung der Gesellschaft der Musikfreunde für ein erst zu componirendes Oratorium. Die einzige drückende und dringende Schuld war 3000 Gulden an Steiner & Co., welche Verlagsfirma dieses Geld in Erwartung neuer Compositionen nach und nach ihm vorgestreckt hatte. Beethoven lieferte aber die Compositionen nicht und wollte sich auch nicht verpflichten, alle seine weiteren Productionen dieser Firma zu überlassen. Beethoven hatte damals nur für sich und seinen Neffen zu sorgen und bezog in halbjährigen Raten ein Gehalt von 1360 Gulden in Silber; er besaß außerdem sieben Bankactien zu je 1000 Gulden.

Am 26. Juli 1822 schrieb er an seinen Bruder: „Ich erhalte 1000 Gulden C. M. für die Messe von Peters, sowie er auch andere kleine Werke nimmt. — Auch Breitkopf und Härtel haben den sächsischen Chargé d'affaires wegen Werken zu mir geschickt; auch von Paris habe ich Aufforderungen wegen Werken von mir erhalten, auch von Diabelli in Wien. Kurzum, man reißt sich

um Werke von mir. — Welch unglücklicher, glücklicher Mensch bin ich!!! Auch dieser Berliner hat sich eingestellt."

Aus anderen darauf folgenden Briefen an Johann sieht man, daß er ungedruckte Werke, welche er zusammen auf etwa 200 Ducaten taxirte, zu verkaufen hatte.

Ohne Oratorien (3 Bestellungen) — die er nicht componirte, weil er keine ihn zufrieden stellenden Texte fand — und Messen (2 Bestellungen) — zu erwähnen, nenne ich folgende Bestellungen von Werken, für welche er das Geld baar bekommen hätte: Musik zu Faust, wie die zu Egmont (von Breitkopf und Härtel), Sinfonien und Ouverturen für die Philharmonic Society in London; eine Ouverture zu William Gardiner's Oratorio Judah (per 100 Guineen Gold).

Schindler sagt, daß die Schuld an Steiner & Co. nur 800 Gulden betrug; Beethoven selbst aber gab sie „als ungefähr 3000 Gulden" an. Ob Schindler oder Beethoven Recht hat, mag dahin gestellt sein. Thatsache ist, daß die Ausgleichung mittels Entäußerung einer (oder zweier) Bankactien stattfand.

Nun sind Schindler und seine Nachschreiber äußerst aufgebracht über Johann v. Beethoven, daß er in diesem Falle Bürgschaft für seinen Bruder zu leisten oder das Geld vorzustrecken, sich entschieden geweigert habe. Ja, wenn ein ganz armer, bürgerlicher Apotheker in einer Provinzialstadt in 14 Jahren reich genug werden könnte, um ein Haus und Geschäft in Urfahr und ein werthvolles Landgut zu kaufen, um dann von seinen Renten zu leben, so hätten sie Recht; allein Jeder, der nur wenig kaufmännische Kenntnisse besitzt, weiß, daß, wenn auch diese Speculationen mit der Zeit wohl reüssirten, sie den Unternehmer doch in Bezug auf baares Geld jahrelang in Verlegenheiten setzen mußten. Und so war es hier in der That.

Bald nach seiner Rückkehr nach Wien hatte Johann dem Ludwig 200 Gulden geliehen; ich sehe nicht ein, daß er dadurch verpflichtet wurde, Gut und Geschäft noch mit neuen Schulden zu belasten, bloß um seines Bruders Bankactien zu sparen! Was

spätere Geldverhältnisse zwischen den Brüdern, den Verkauf von Compositionen ꝛc. anbelangt, so ließe sich gegen die Schilderungen Schindler's und Anderer sehr viel sagen.

Ich glaube, die Klagen gegen Johann Beethoven über „unberufene Einmischung“ in des Bruders Geschäfte und das Zusammenwohnen in der Stadt als so ziemlich unbegründet hinreichend bewiesen zu haben. Wie war es aber in Bezug auf die gemeinschaftliche Sommerwohnung in Wasserhof? Wenn man per Dampfschiff die Donau hinauffährt, sieht man, kurz vor Krems, rechts auf der Anhöhe, sehr schön gelegen, mit herrlicher Aussicht auf das Donauthal, das Kloster Gottweih und die hohen Berge im Hintergrunde, das geräumige Haus, worin — wie Johann damals schrieb — 10 Zimmer frei wären, und wo Sommerparteien ganz separat wohnen könnten.

Zu dieser Zeit stimmte Beethoven fortwährend Klagelieder an über seine mißliche pecuniäre Lage, seine zeitraubenden Pflichten gegen Erzherzog Rudolph und die fortwährenden Unterbrechungen seiner Arbeiten durch die vielen Fremden, die ihn sehen und sprechen wollten.

Unter solchen Umständen und Verhältnissen bot Johann im Frühjahre 1823 — ob für dieses Jahr unentgeltlich, weiß ich nicht — seinem Bruder eine Sommerwohnung in Wasserhof an und drang in ihn, sie anzunehmen, und das nicht bloß, um ihm Geld zu ersparen, sondern auch ihm die Gelegenheit zu sichern, ganz ungestört seine bestellten Arbeiten zu verfertigen. Ich bezweifle sehr, daß Beethoven sich hätte entschließen können, unter irgend welchen Umständen den Sommer zehn Postmeilen von Wien entfernt zuzubringen; allein es gab leider einen Grund, wodurch das Anerbieten keinen Anklang bei ihm finden konnte, nämlich: während einer bedeutenden Krankheit, welche kurz vorher Johann überfallen hatte, zeigte seine Frau gegen ihn eine Herzlosigkeit und sogar Immoralität, welche Ludwig im höchsten Grade gegen sie erbitterten und folgende Worte, die er damals in ein Conversations-Heft schrieb, rechtfertigen: „Immer will er (Johann) mich zu den Seinigen — non possibile per me.“

Statt nach Wasserhof zu ziehen, bezog er nun eine Wohnung in Hetzendorf, für welche er 400 Gulden vorausbezahlen mußte, blieb dort etwa acht Wochen, und dann übersiedelte er, weil der Besitzer, Baron Pronay, ihm zu höflich war, mit Sack und Pack nach Baden. Gering gerechnet kommen seine Sommer-Wohnungen dieses Jahr mit Uebersiedlungskosten auf mehr als 600 Gulden. Bei seiner Rückkehr in die Stadt im Herbst bezog Beethoven nun natürlich nicht mehr das Obermayer'sche Haus, sondern eine Wohnung auf der Landstraße.

Mittlerweile griff Johann in Folge des unerträglichen Benehmens seiner Frau zu energischen Maßregeln und mit Beihilfe der Behörden machte er sich jetzt zum wirklichen Herrn seines Hauses.

Wie ich in Erfahrung gebracht, war die Frau von dieser Zeit an vollständig gezähmt, und bis zu ihrem 6 Jahre darauf erfolgten Tode kamen zwischen Beiden keine bedeutenden Mißhelligkeiten mehr vor.

So kommen wir zum Frühjahre 1824. Beethoven hatte in der Zwischenzeit 33 Variationen über einen Walzer und den Schlußsatz der 9. Sinfonie componirt, aber nicht eine einzige von den bestellten Arbeiten. Da er durch Verkauf von Werken und durch die berühmten Concerte vom Mai 1824 nichts Wesentliches profitirt hatte, so war seine pecuniäre Lage nur noch schlimmer als im vorigen Jahre.

Es bot sich aber gerade jetzt eine äußerst günstige Gelegenheit, Geld, wenn nicht auch Ruhm, zu gewinnen.

Die Einnahmen des Hoftheaters hatten die Kosten der Weber'schen „Euryanthe" nicht gedeckt und Director Duport erklärte sich bereit, jede Bedingung Beethoven's in Betreff einer Opern-Composition einzugehen. Grillparzer's Text „Melusine"*)

---

*) Johann hat im Frühjahr 1823 seinem Bruder ausdrücklich den Rath ertheilt, den Sommer in Gneixendorf zuzubringen und Grillparzer's Oper zu componiren. Allein zu der Zeit waren die Verhandlungen zwischen Dichter, Componisten und Theaterdirector noch in der Schwebe.

war in Händen des Componisten, der sich oft als damit zufrieden geäußert und dem Dichter — wie diese mir persönlich erzählte — selbst gesagt hatte: „Die Musik dazu sei schon fertig" (im Kopfe nämlich).

Es war also jetzt zu einer Entfernung von Wien auf einige Monate noch ein sehr wichtiger Grund mehr vorhanden, als im vorigen Jahre. Sein Bruder fand sich zur Zeit des Concertes im Mai in Wien ein und schlug ihm neuerdings vor, für den Sommer nach Wasserhof zu ziehen.

Sein Anerbieten ist noch in einem Conversationshefte zu lesen.

Ludwig, Johann und der Neffe Carl sind zusammen. Er natürlich sprach; nur die Anderen schrieben und so wird uns nur das überliefert, was diese ihm mittheilten.

Das Gespräch verbreitet sich selbstverständlich über verschiedene Gegenstände, und ich copire nur das, was hieher gehört.

Johann schreibt: „Meine Frau hat ihren Heirathscontract zurückgegeben und leistet Caution, daß ich das Recht habe, bei der ersten Bekanntschaft, die sie wieder macht, sie ohne Weiteres sogleich davon zu jagen."

Ludwig hat ihn wahrscheinlich darauf gefragt: „Warum thust Du das nicht gleich?" denn Johann schreibt weiter: „Das kann ich nicht thun, indem ich nicht wissen kann, ob mich nicht ein Unglück betrifft."

Später nimmt Carl den Bleistift und schreibt: „Der Bruder macht Dir einen Vorschlag, nämlich die 4 Monate auf seinem Gut zuzubringen. Du hättest 4—5 Zimmer, sehr schön, hoch und groß. Alles ist gut eingerichtet — Flügelwerk, Ochsen, Kühe, Hasen 2c. findest Du. — Was übrigens die Frau angeht, so wird sie wie eine Wirthschafterin angesehen und wird Dich nicht stören. Die Gegend ist herrlich und es kostet Dich keinen Heller. Eine Hausfrau ist da; eisenhaltiges Wasser, eigene Badezimmer 2c. Solltest Du es nicht annehmen, so verläßt er fünf Zimmer und läßt's in die Zeitung setzen."

Dann wieder zu irgend einer Bemerkung Beethoven's:

„Die Geschichte hat ein Ende. — Die Frau siehst Du beinahe gar nicht. Sie besorgt die Wirthschaft und arbeitet. Jetzt um so mehr, da sie ganz gezähmt ist. Auch hat sie versprochen, sich ganz ordentlich zu betragen."

Nun folgen andere Dinge, bis Johann wieder den Bleistift nimmt und schreibt: „Mir scheint, weil es Dich nichts kostet, so willst Du nicht kommen. — Wer soll denn das Hauswesen besorgen? Wer soll unsere Launen ertragen?"

In einem anderen Hefte schreibt Carl, daß Johann oft gesagt habe: „Sein Bruder kann Alles frei in Gneixendorf haben."

Beethoven aber nahm ein Quartier in Penzing, wo sein Bruder ihn besuchte und ihm schrieb: „Wenn es Dir hier nicht auf dem Lande gefällt, so nehme ich Dich zu mir hinauf. Dann hast Du keine Qual mit den Dienstleuten mehr, wenigstens für diesen Sommer."

Daß Beethoven, obgleich er wieder 400 Gulden vorausbezahlt hatte, schon nach 3 Wochen nach Baden übersiedelte, weil die Ansammlung auf der Brücke vor seinen Fenstern von Leuten, welche neugierig waren, den berühmten Mann zu sehen, ihn genirte, so daß auch diesmal seine Sommerwohnungen ihm über 600 Gulden kosteten — das Alles liest man in Schindler. Keine einzige der erwähnten bestellten Arbeiten kam je zu Stande.

So wurde seine pecuniäre Lage immer schlimmer und doch Johann's auch im Jahre 1825 erneuertes Anerbieten in folgender energischen Weise abgewiesen:

„Wegen Deinem Wunsche, mich bei Dir zu sehen, habe ich mich ja schon längst erklärt — ich ersuche Dich, hiervon nichts mehr verlauten zu lassen, denn unerschütterlich wirst Du mich hier wie allzeit finden."

Und dabei blieb es.

Johann's Schwäche und Fehler kennt vielleicht Niemand besser als ich; und doch — obgleich anfangs durch Schindler in hohem Grade gegen ihn eingenommen — habe ich es für unmöglich gefun-

den, diese Einladungen nach Wasserhof zu seinen Ungunsten auszulegen.

Trotz Allem, was man gegen ihn geschrieben hat, war er von freundlicher Natur, gutmüthig und ein großer Verehrer der Talente seines Bruders.

Der voluminöseste Schriftsteller über Beethoven hegt dieselbe Ansicht über Johann wie die Novellettenschreiber, daß nämlich Geiz und Habsucht nicht blos die herrschenden, sondern so ziemlich die exclusiven Motive seiner Handlungen waren bei Allem, was seinen Bruder betraf, und mit außergewöhnlichem Fleiße hat er alles Mögliche aufgetrieben und zusammengestellt, um dieser Ansicht allgemeine Annahme zu verschaffen.

Ob er aber als entscheidende Autorität in Betreff Johann's von Beethoven gelten soll, ist doch fraglich.

Jedenfalls sind seine Ansichten von den meinigen ganz verschieden. So ist z. B. in einer seiner Schriften zu lesen: „Nachdem Bruder Johann das Gut Gneixendorf bei Krems gekauft, wirthschaftete er und lebte dort mit einer Haushälterin. Beethoven, dem dieses mißliche Verhältniß höchst ärgerlich war, nöthigte ihn durch die dringendsten Vorstellungen, die Person zu heirathen. Erst nachher stellte sich heraus, daß sie bereits auch eine heranwachsende uneheliche Tochter besaß."

In einer anderen Schrift gibt dieser Schriftsteller seinen Lesern folgendes über Johann-Beethoven und die uneheliche Tochter: „Ja, soweit ging diese traurige Geldgier (Johann's), daß er nach dem Tode seiner Frau im Stande war, sogar ihre vielberedete Tochter, von der er am besten wußte, daß sie noch ausschweifender war, als die Mutter, zu heirathen, um nur nicht das Vermögen zu verlieren."

Gegen diese falsche, kaltblütige, unnöthige, abscheuliche Verleumdung des Mädchens führe ich folgende zwei kurze amtliche Notizen an:

„Frau Therese v. Beethoven starb am 20. November 1828 in Wasserhof bei Gneixendorf."

„Amalie Waldmann, genannt v. Beethoven, wurde am 11. Februar 1830 mit dem k. k. katastralischen Forstschätzungs-Commissär Herrn Carl Stolzle vermählt.“

Und in einer dritten Schrift zieht er folgenderweise über den armen Johann los: „Sein geradezu schamloser Geiz erweist sich, abgesehen von zahllosen kleinen Zügen, aus der einen Thatsache [Thatsache!], daß er sein ganzes Vermögen so anlegte, daß er es allmälig selbst für sich verzehrte und den Erben nichts verblieb.“

Johann starb am 12. Januar 1848 in der Josefstadt zu Wien. Was sagen gewisse Actenstücke in der betreffenden Registratur? In einem lesen wir: „Ich ernenne meinen Neffen Carl v. Beethoven zu meinem Universalerben.

Wien, 8. Januar 1848.

Johann von Beethoven.“

Und aus einem zweiten Actenstücke geht hervor, daß diese Erbschaft, nach Abzug aller Kosten, Gebühren &c. und des Legates für seine Wirthschafterin, Therese Gottschalk, 42123 Gulden 3 Kreuzer betrug!

In den hier citirten Fällen wird der Name einer ehrwürdigen älteren Dame als Quelle angegeben. Vielleicht obwaltet hier ein Mißverständniß oder Gedächtnißfehler, wie z. B. wenn er einmal schreibt: „Zunächst steht und zwar nach dem Kirchenbuch, das N. N. in Wien eingesehen hat, fest, daß Julietta Guicciardi bereits im Jahre 1801 den Grafen Gallenberg geheirathet hat.“

Nun daran ist kein Wort wahr und doch ist es bona fide geschrieben und der Irrthum nichts weiter als Mißverständniß oder Gedächtnißfehler.

Was in solchen Fällen geradezu unverzeihlich ist und bleibt, das ist der Mangel an Vorsicht, der Leichtsinn, durch welchen man solche mitunter unglaubliche und empörende Behauptungen als Facta veröffentlicht, ohne vorher — was Jedem freisteht und nur ein wenig Mühe kostet — die amtliche Constatirung in Händen zu haben.

Bis jetzt finde ich keine Veranlassung, meine Ansichten über Johann von Beethoven gegen die des erwähnten Beethoven-Biographen umzutauschen.

In der ersten Ausgabe der Schindler'schen Biographie von Beethoven finden wir einige Notizen, welche seit 38 Jahren allenthalben ohne nähere Prüfung in unzählige novellistische, feuilletonistische und biographische Schilderungen übergegangen sind.

Zuerst ein paar Worte als Einleitung: Es war Ende Juli — nicht August — als Beethoven's neunzehnjähriger Neffe unweit Baden das mißlungene Attentat auf sein eigenes Leben versuchte.

Er wurde aufgefunden, nach Wien transportirt, nach einigen Tagen als Verbrecher von der Polizei festgenommen und — wie das Spitalregister nachweist — am 7. August 1826 dem Krankenhause übergeben. Von dort holte am 25. September die Polizei den nun Genesenen wieder ab, um ihn als Gefangenen in sicherem Verwahrsam zu halten. „Die Uebergabe des Gefangenen," sagt Schindler, „an die beiden Vormünder (Beethoven und Steph. v. Breuning) erfolgte von Seiten der Polizeibehörde mit der ausdrücklichen Weisung, ihn nicht länger denn einen Tag nur in Wien belassen zu dürfen."

Man denke sich die Verlegenheit Beethoven's! Nun erschien Johann mit seinem Wagen in Wien. Die Zeit der Uebersiedelung in die Hauptstadt war nahe; er nahm aber doch seinen Bruder und Neffen mit sich zurück auf sein Gut, um sie dort so lange zu beherbergen, bis es Breuning — Hofrath im Kriegsministerium — gelungen sein würde, den Neffen als Cadetten in einem Regimente unterzubringen. Dies aber ging sehr langsam, und noch Ende November waren sie in Wasserhof.

Wir lesen überall das wohlverdiente Lob Beethoven's über diese große Aufopferung in Bezug auf seinen Neffen. War es aber keine Aufopferung seitens Johann's und seiner Frau, bis im Spätherbst fern von allen Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Wiener Lebens in einem nur für den Sommeraufenthalt eingerichteten Hause zu bleiben?

Das Alles ist Schindler und seinen Nachschreibern nie eingefallen!

Unsere Quellen für die Gneixendorfsche Geschichte sind: Aeußerungen Beethoven's, von Schindler aus dem Gedächtnisse 12 Jahre später veröffentlicht; dergleichen von Dr. Wawruch nach nur einem halben Jahre Zwischenzeit aufgezeichnet, einige Gespräche in Conversationsheften, welche trotz Schindler's vernichtender Hand erhalten sind; verschiedene Briefe Beethoven's aus Gneixendorf und ein Aufsatz in der deutschen Musikzeitung: „Beethoven in Gneixendorf", welcher im Concept mir vorgelegt wurde und nach Fragen und Andeutungen von mir die Form erhielt, in welcher er veröffentlicht wurde. In diesem Aufsatze finden sich Erinnerungen des Michael Kren, der, wie er selbst angab, „von der Frau Gutsbesitzerin zur Bedienung des Componisten angenommen wurde."

Und nun zu den erwähnten Zeilen in Schindler's Buche.

Die Abreise nach Gneixendorf verlegt er an das Ende des October und nach einigen Zwischensätzen fährt er fort: „Die Unfreundlichkeit der Jahreszeit, ferner die unglaubliche Rücksichtslosigkeit, die Beethoven dort von diesem seinem Neffen und seinen anderen Verwandten zu erdulden hatte, nöthigten ihn, jenen Ort zu verlassen und nach Wien zurückzukehren.

„Diese Rückreise, die in jener weit vorgerückten Jahreszeit in einem Tage nicht gemacht werden konnte, geschah in einem offenen Wagen, indem, wie mich Beethoven selbst versicherte, sein Bruder sich geweigert, ihm seinen geschlossenen Wagen anzuvertrauen." — — —

„Am 2. December 1826 kam Beethoven mit seinem Neffen krank nach Wien zurück, und erst nach mehreren Tagen erfuhr ich seine Anwesenheit und seinen Zustand. Ich eilte zu ihm und hörte unter mehreren Entsetzen erregenden Mittheilungen von ihm auch diese, daß er seine beiden früheren Aerzte oftmals schon vergebens bitten ließ, sich seiner anzunehmen; daß der eine als Grund angebe, der Weg sei ihm zu weit zu ihm, und der andere mehrmals melden ließ, er werde kommen, aber nicht kam; daher man ihm

einen Arzt in's Haus geschickt habe, er wisse nicht wie und durch wen, der ihn und seine Natur gar nicht kenne.....“

Wieder nach einigen Zwischensätzen heißt es: „Prof. Wawruch (so hieß dieser Arzt) erzählte mir, daß ein auf seine Klinik (im Spital) krank gebrachter Marqueur aus einem Kaffeehaus der Stadt ihm vertraut habe, daß Beethoven's Neffe, als er vor einigen Tagen in jenem Kaffeehause Billard spielte, ihm (dem Marqueur) den Auftrag gab, für seinen kranken Onkel einen Arzt zu suchen, und da er sich dieses Auftrages wegen seines Unwohlseins nicht entledigen konnte, so bat er nun den Prof. Wawruch, zu Beethoven zu gehen, welches dieser auch sogleich that, da er den Meister hoch verehrte. Zu Beethoven gekommen, fand er ihn wirklich noch ohne ärztliche Hilfe. So mußte denn jener Marqueur krank werden, um auf jene Heilanstalt gebracht zu werden, damit der große Beethoven in seiner Noth zu einem Arzte komme!!“

So Schindler — in der That entsetzlich, wenn Alles wahr wäre!

Wie lange glauben Sie nun auf Grund dieser Schilderung, daß der Kranke so ohne ärztliche Hilfe da lag? 14 Tage? 10 Tage? Glücklicherweise ist die Zeit ganz genau anzugeben.

Er kam Sonnabend an, Sonntag und Montag erwartete er Braunhofer und Staudenheim vergebens, Dienstag Nachmittags kam Wawruch!

Wawruch selbst schreibt: „Erst am dritten Tage wurde ich gerufen.“ Schindler hatte nun nicht blos den Aufsatz Wawruch's in Händen gehabt, sondern war selbst öffentlich dagegen aufgetreten, und doch blieb in der Umarbeitung seines Buches diese Stelle unberichtigt.

Nehmen wir dazu, daß Schindler die Fahrt nach Gneixendorf, welche Ende September stattfand, an das Ende des October verlegt, wodurch der in der That neunwöchentliche Aufenthalt daselbst nur 4 Wochen hätte dauern können, und wir merken, daß wir ein Gedächtniß vor uns haben, dem nicht ganz zu trauen ist.

Zweitens: Dr. Wawruch schreibt bezüglich der Rückfahrt nach

Wien: „Beängstigt durch die traurige Aussicht in die düstere Zukunft, im Erkrankungsfalle hilflos auf dem Lande zu sein, sehnte Beethoven sich nach Wien zurück und benützte, nach seiner jovialen Aussage, das elendeste Fuhrwerk des Teufels, einen Milchwagen, zur Heimkehr."

Und das — nach obigem Citat aus Schindler — deshalb, weil Johann seinen geschlossenen Wagen ihm verweigert habe.

Wir wissen jedoch schon, daß Johann nur seines Neffen wegen noch auf dem Lande war, und aus den Conversationsheften geht deutlich hervor, daß seine Casse bei dem langen Aufenthalte erschöpft wurde und er nur auf Geld wartete, um selbst nach Wien zurückfahren zu können.

Hieraus folgt: Wäre Beethoven noch einige Tage geblieben, so wären alle Drei auch zusammen zurückgefahren.

In der That kam Johann, obgleich jetzt keine Ursache zur Eile vorlag, am 10., also 8 Tage nach seinem Bruder in Wien an.

Wenn auch Johann seine Pferde und seinen Wagen in diesem Falle nicht hergab, so kann man dies gewiß nicht als ein großes Verbrechen gegen Ludwig ansehen.

In der zweiten Bearbeitung des Schindler'schen Buches bekommt die Sache ein anderes Aussehen. Hier sind die Worte:

„Zum Ueberfluß aller Rücksichtslosigkeiten verweigerte der Pseudo-Bruder seinen geschlossenen Stadtwagen zur Reise bis zu dem nahen Krems, daher diese in einer offenen Kalesche gemacht werden mußte. Die Folge war eine Unterleibserkältung, die gleich im Beginn mit Heftigkeit aufgetreten ist."

Eine kaum halbstündige Fahrt und — solche Folgen! Wer glaubt daran?

Hören wir Wawruch wieder: „Der December war rauh, naßkalt und frostig, Beethoven's Bekleidung nichts weniger als der unfreundlichen Jahreszeit angemessen, und doch trieb ihn eine innere Unruhe, eine düstere Unglücksahnung fort. Er war bemüßigt, in einem Dorfwirthshause zu übernachten, worin er außer dem elenden

Obdache nur ein ungeheiztes Zimmer ohne Winterfenster antraf. Gegen Mitternacht empfand er den ersten erschütternden Fieberfrost, einen trockenen, kurzen Husten, von einem heftigen Durste und Seitenstechen begleitet. Mit dem Eintritte der Fieberhitze trank er ein Paar Maß eiskalten Wassers und sehnte sich in seinem hilflosen Zustand nach dem ersten Lichtstrahl des Tages. Matt und krank ließ er sich auf den Leiterwagen laden und langte endlich kraftlos und erschöpft in Wien an. Erst am dritten Tage wurde ich gerufen“ 2c.

Drittens: Es ist zu bedauern, daß diese Verweigerung des Wagens das einzige Beispiel der von Schindler erwähnten „unglaublichen Rücksichtslosigkeit“ Johann's ist. Uns fehlt dadurch der Maßstab zur Beurtheilung der Aeußerungen Beethoven's in seinem kränklichen, aufgeregten Zustande.

Es versteht sich wohl aber von selbst, daß in einer aus so heterogenen Elementen gebildeten Familie, wie die in Wasserhof es war, nur die größte gegenseitige Nachsicht den Frieden erhalten konnte.

Bis in den November hinein jedoch scheint Beethoven zufrieden und sogar fröhlich gewesen zu sein; das schließt man aus seinen Briefen.

Zuletzt aber kam es zum Bruch zwischen ihm und seiner Schwägerin. Hören wir darüber die Mittheilungen des Michael Kren in der Form, wie sie der Aufsatz: „Beethoven in Gneixendorf“ uns überliefert.

Diese Erinnerungen fangen mit einigen interessanten Notizen über des Meisters Gewohnheiten und Wunderlichkeiten an; darunter heißt es u. A.:

„In der ersten Zeit hatte die Köchin täglich das Bett Beethoven's zu machen. Letzterer saß einmal bei seinem Tisch, agirte mit den Händen, gab mit den Füßen den Takt und sang oder brummte dazu.

„Die Köchin lachte darüber; als Beethoven sich zufällig um-

sehend sie so lachen gewahrte, jagte er sie ohne Weitres zum Zimmer hinaus.

„Michael wollte mit ihr davonlaufen, Beethoven aber zog ihn zurück, schenkte ihm 3 Zwanziger und sagte ihm, er solle sich nicht fürchten, und er müsse ihm nun täglich das Bett machen und das Zimmer zusammenräumen. Michael mußte immer zeitig früh hinauf kommen, aber meistens lange klopfen, bis Beethoven ihm aufmachte. Um $^1/_2$6 Uhr pflegte Letzterer aufzustehen, zu seinem Tisch sich zu setzen, mit Händen und Füßen den Takt zu schlagen und singend und brummend zu schreiben.

„Anfangs schlich Michael, wenn ihm das Lachen darüber kam, zur Thür hinaus, allmälig aber gewöhnte er sich daran.

„Um 7$^1/_2$ Uhr war gemeinsames Frühstück, nach demselben eilte Beethoven stets in's Freie, schlenderte auf den Feldern herum, schrie, agirte mit den Händen, ging einmal sehr langsam, dann wieder sehr schnell oder blieb plötzlich stehen und schrieb in eine Art Taschenbuch.

„Einmal bemerkte er, als er nach Hause gekommen war, daß er dasselbe verloren. Michael, sagte er, laufe und suche meine Schriften, ich muß sie um jeden Preis wieder haben. Sie fanden sich auch wirklich.

„Um 12$^1/_2$ Uhr pflegte er nach Hause zum Essen zu kommen, nach Tisch ging er in sein Zimmer ungefähr bis 3 Uhr, dann lief er wieder auf den Feldern herum bis vor Sonnenuntergang, denn nach demselben pflegte er nie mehr auszugehen.

„Um 7$^1/_2$ Uhr war Nachtmahl, dann verfügte er sich in sein Zimmer, schrieb bis 10 Uhr und legte sich dann zu Bette; zuweilen spielte Beethoven auch Clavier, doch stand dasselbe nicht in seinem Zimmer, sondern im Saale.

„Beethoven's Wohn- und Schlafzimmer, das außer Michael und dem Neffen Niemand betreten durfte, war das Eckzimmer gegen den Garten und Hof.

„Während der Zeit, daß Beethoven Morgens spazieren ging, mußte Michael das Zimmer aufräumen. Da fand er mehreremale Geld

auf der Erde liegen; als er es übergab, fragte ihn Beethoven, wo er es gefunden habe. Michael mußte ihm nun den Platz zeigen, wo er es gefunden habe, bevor es ihm zum Geschenk gemacht wurde.

„Dies geschah 3 bis 4 mal (offenbar Michael's Ehrlichkeit zu prüfen), dann aber fand er kein Geld mehr —".

Nun zum Zwist mit der Frau:

„Eines Tages schickte die Frau des Gutsbesitzers den Michael mit 5 Gulden nach Stein, um daselbst Wein und einen Fisch (Beethoven's Lieblingsspeise) zu kaufen. Michael war unachtsam, verlor das Geld und kam nach 12 Uhr ganz bestürzt zurück. Die Gutsbesitzerin fragte also gleich, wo der Fisch sei, und jagte ihn, als er ihr den Verlust des Geldes anzeigte, davon.

„Beethoven fragte, als er zu Tische kam, nach seinem Michael; die Gutsbesitzerin erzählte ihm den Vorfall. Da ward Beethoven furchtbar aufgebracht, legte die 5 Gulden auf den Tisch und bestand voll Zorn darauf, daß Michael augenblicklich zurück komme.

„Von dieser Zeit an ging er nicht mehr zu Tisch, sondern ließ sich das Essen auf sein Zimmer bringen, wo ihm Michael auch das Frühstück bereiten mußte. Ueberhaupt hat nach der Aussage des Letzteren Beethoven auch schon vor diesem Auftritt mit seiner Schwägerin fast nie und auch mit seinem Bruder nur sehr wenig gesprochen, was übrigens bei seinem Gehörzustande und auf dem Lande, wo sich so wenig Stoff zur Unterhaltung fand, ganz natürlich war. Jetzt Abends mußte Michael immer neben Beethoven sitzen und ihm die Antwort auf die Fragen aufschreiben.

„Meistens wurde er darüber ausgeforscht, was beim Mittags- und Abendessen über ihn gesprochen worden." So weit Kren. —

Die Frau war, wie wir schon wissen, kein Engel, nicht einmal ein weiblicher Hiob.

Das Haus war nicht für einen Winteraufenthalt eingerichtet, das Wetter wurde kalt und naß und man konnte wenig ausgehen; von Gesellschaften und von persönlichem Verkehre unter einander war keine Rede mehr; sie sehnte sich nach den Bequemlichkeiten ihrer Wiener Wohnung und den Vergnügungen der Hauptstadt,

ihre Geduld ging aus, sie kehrte nach Wien zurück und überließ die 3 Herren mit der Dienerschaft ihrem Schicksale.

Daß Beethoven's Eigenheiten und Sonderbarkeiten jetzt keine große Schonung fanden, läßt sich leicht denken.

Wenn wir diesen Schritt der Gutsbesitzerin auch nicht rechtfertigen wollen, so glauben wir doch, daß keine Hausfrau, welche etwas mehr als erstes Dienstmädchen im Hause sein will, sich allzusehr darüber wundern dürfte.

Die Vermuthung, daß diese Abreise der Frau mit ihren nothwendigen Folgen die alleinige Basis der Klagen Beethoven's über erlittene Rücksichtslosigkeiten in Gneixendorf sei, liegt sehr nahe.

Beethoven's Groll darüber und über etwas bis jetzt noch Unaufgeklärtes zwischen ihm und Johann konnte bei Schindler's wunderlichem Gedächtnisse im Verlauf von einigen Jahren leicht die übertriebensten Proportionen annehmen.

Gestatten Sie noch einige Worte über einen

Vierten Punkt.

Als Schindler 30 Jahre nach Beethoven's Tode sein Buch umarbeitete, fiel seinem prächtigen Gedächtnisse ein neuer und zwar unglaublicher Grund zu der plötzlichen Rückfahrt nach Wien ein: eine zu große Intimität zwischen dem neunzehnjährigen Carl und seiner vierzigjährigen Tante! Wenn Beethoven, dessen Mißtrauen gegen Alles und Jeden sich bis zu einer moralischen Krankheit gesteigert hatte, einen solchen Verdacht wirklich gehegt und gegen Schindler geäußert hätte, so bleibt doch diese Behauptung eine erzkomische Absurdität, indem Beethoven seinen Neffen — trotz allen Bittens und Flehens, noch acht Tage in Wasserhof bleiben zu dürfen — in aller Eile aus einem Orte, wo die Frau nicht war, nach Wien, wo sie war, bringen läßt!

Nun zum Schluß!

Es ist von competenten Beurtheilern behauptet worden, daß der edle Präsident Lincoln die ungeheure Verantwortlichkeit, welche auf ihm lastete,. ohne seine Vorliebe zum Witz und zu harmlosen

Scherzen, welche ihm die nöthige Erfrischung des Geistes gaben, nicht hätte ertragen können.

Zwar war Beethoven's große Calamität, seine Taubheit, nur persönlicher Natur und sein Ziel, wie er selbst oft äußerte, nur Vollendung seiner Kunst.

Der große Lenker des Schicksals einer Nation und der erhabene Vollender der Instrumentalmusik, jedoch haben den erwähnten Charakterzug, die Neigung zu Scherzen und Witzen, gemein.

Erlauben Sie mir, ein paar Zeilen aus einer früher von mir veröffentlichten Schrift anzuführen:

„Wenn wir von seinen Stunden tiefster Niedergeschlagenheit absehen, war Beethoven weit entfernt, der melancholische und düstere Charakter zu sein, für den man ihn gewöhnlich hält."

Er zeigt sich im Gegentheil (in seinen Briefen nämlich) — wie er dies auch von Natur war — als ein Mann von heiterem und lebhaftem Temperamente, als Liebhaber von Scherzen, als hartnäckiger, wenn auch nicht immer glücklicher Aufsucher von Wortspielen, als großer Freund von Witz und Humor. Und er durfte seinem Geschicke danken, daß es so war, denn nur so erhielt er sich jene Elasticität des Geistes, welche ihn vor den Folgen eines einsamen Brütens über sein großes Mißgeschick bewahrte, nur so gelang es ihm, sich über sein Geschick zu erheben, seine großen Fähigkeiten auf die Aufgaben, die er sich gestellt, zu concentriren und mit Muth und Hoffnung dem grausamen Loose zu begegnen, welches so mancher seiner wohlbegründeten Hoffnungen und ehrgeizigen Pläne ein Ziel setzte und ihn auf einen einzigen Weg zu Ruhm und Ehre, dem der Composition hinwies." Gerade diese Seite seines Charakters ist von den Beethoven-Novellisten und -Biographen wenn nicht übersehen, doch fast gänzlich vernachlässigt worden. In den betrübtesten Zeiten seines Lebens finden wir Momente seines unverwüstlichen Humors.

Lassen Sie sich etliche authentische Beispiele aus seinen letzten Jahren berichten.

In Artaria's Musikalienhandlung las er in einer Zeitung, daß Mosel — der Verstümmler mehrerer Händel'schen Oratorien — wegen seiner Verdienste um die Musik in den Adelstand erhoben wurde.

„Die Mosel fließt trüb in den Rhein," sagte Beethoven lachend.

Beim Anhören oder Durchlesen einer Weber'schen Ouverture sagte er: „Hm, 's ist eben gewebt."

Er unterhielt sich einmal mit Carl Czerny's schwerhörigem Vater. Beide deuteten auf das Fenster und sprachen von ganz verschiedenen Dingen. Endlich merkte es Beethoven, nahm seinen Hut und ging lachend weg, indem er sagte: „Haha, zwei Taube wollen einander etwas erzählen!" Noch auf der Treppe hörte man ihn lachen.

Im März 1820 erzählte ihm Jemand von E. T. W. Hofmann, dem Verfasser der Phantasie-Stücke. Da fing er an, den Namen mit den üblichen Zeichen von langen und kurzen Sylben in das Conversationsheft zu schreiben: „Hoffmann, Du bist kein Hofmann" und so entstand der Text zu dem Canon: „Hofmänn sei ja kein Hofmänn. Nein, ich heiße Hoffmänn, und bin kein Hofmänn."

Im Frühjahre 1824 stellte Schuppanzigh, der Leiter des damals berühmten Quartetts, dem Componisten seinen neuen Secundarius beim Quartett folgendermaßen vor: „Das ist ein hölzerner Schüler von mir — er heißt Holz." — Dieser war Carl Holz, der bald an Schindler's Stelle Beethoven's Vertrauter wurde, und dessen Name dem Meister Gelegenheit zu vielen Wortspielen gab. Ein Brief an ihn fängt an: „Span vom Holz Christi", und ein zweiter: „Bester Span, bestes Holz Christi."

Josef Ries war bei einer Probe eines der letzteren Quartette und erzählte mir: „Beethoven machte — obgleich er keine Note hören konnte — im Finale eine Bewegung, daß etwas nicht ganz richtig ging. Auf Schuppanzigh's Frage, woran es gefehlt, zeigte Beethoven eine Stelle, wo Holz einen unrichtigen Bogenstrich gebraucht hatte, und sagte: Man sollte Holz unter den Stuhl legen und anzünden, damit Holz Feuer bekomme."

Als Prof. Seifert den armen Wassersüchtigen operirte — es

war etwa drei Wochen nach der Rückkehr aus Gneixendorf — und Beethoven das klare Wasser durch die Sonde hervorspritzen sah, äußerte er zu dem Arzte: „Herr Professor, Sie kommen mir vor wie Moses, der mit seinem Stabe an den Felsen schlägt."

Er starb am Montag den 26. März. Am Freitag vorher setzte er durch ein paar Zeilen seinen Neffen zum Universalerben ein, und bald darauf sagte er zu Breuning und Schindler: „Plaudite amici, comoedia finita est." [Klatschet, Freunde, das Lustspiel ist zu Ende].

Das war meines Wissens sein letzter Scherz.

Es wäre für mich eine viel weniger schwierige Aufgabe gewesen, hätte ich zu dieser Vorlesung einen Gegenstand aus Beethoven's Leben gewählt, wobei hauptsächlich das Unterhaltende und Amüsante Platz gefunden hätte. Wir sind aber in die zweite Hälfte eines Jahrhunderts eingetreten, seitdem der große Componist bei Blitz und Donner seinen Geist aufgegeben, und noch immer sind unzählige Irrthümer in Bezug auf sein Leben als Wahrheiten im Gange.

Das ist keineswegs ein Vorwurf gegen die vielen vortrefflichen musikalischen Schriftsteller Deutschlands und Oesterreichs: denn, wenn es bekannt wird, daß ein Autor von Ruf im Begriffe steht, ein größeres Werk über einen Gegenstand zu schreiben und der Oeffentlichkeit zu übergeben, so treten andere Bearbeiter selbstverständlich — ich möchte sagen honoris causa — zurück. Nebenbuhlerei findet in solchen Dingen keinen Platz.

So war es vor 25 Jahren, als man erfuhr, daß Otto Jahn mit lobenswerthem Fleiße und großer Ausdauer Stoff zu einer Biographie über Beethoven sammelte, um so mehr, als bald darauf — gleichsam als Vorläufer der beabsichtigten Arbeit über Beethoven — Otto Jahn's „Das Leben Mozart's" erschien, und diese Arbeit überall als ein Meisterwerk einer Biographie die rühmlichste Anerkennung fand.

Leider rief der Tod den trefflichen Biographen zu früh von

seinem Wirken ab, und unsere Hoffnungen auf eine Bearbeitung des Lebens Beethoven's ähnlich der soeben erwähnten über Mozart, sind bis heute unerfüllt geblieben.

So lange wir uns eines solchen vollständigen und authentischen Werkes nicht erfreuen, wolle man es entschuldigen, daß ich es mir zur Pflicht gemacht habe, den tief gewurzelten, weit verbreiteten Irrthümern bezüglich des Lebens unseres größten Componisten entgegen zu treten und das Richtige festzustellen, soweit meine Kenntnisse und Kräfte es gestatten.

Schon früher bin ich in diesem Sinne thätig gewesen und auch die beiden Abende, an welchen es mir vergönnt war, vor Ihnen verehrte Anwesende, zu erscheinen, habe ich in den Dienst dieser Aufgabe gestellt.

Ende.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.